

UMSCHAU

Auf der Schattenseite der Einschaltzahlen

Zur Diskussion um die Weiterexistenz der Dritten Fernsehprogramme

Die Dritten Fernsehprogramme haben einen Nimbus zu verlieren, und dieser Verlust kann bestenfalls zugunsten der Fernsehforschungs-Institute zu Buch schlagen. Der Nimbus liegt klar auf der Hand: Für die überwiegende Mehrzahl der Zuschauer sind die Dritten das TV-Bildungsmedium par excellence. Wie weit dieser Nimbus tatsächlich verbreitet war, erhellt aus einer empirisch beglaubigten Beobachtung: die für die Fernsehforschung ausgewählt ca. 825 Apparatebesitzer, in deren Gerät ein sogenannter „Einschaltmesser“ (in der Fachsprache ein „Tam-meter“) eingebaut ist, schalteten sich während des ersten halben Jahr unter dem leisen Zwang des beobachteten Empfangs viel stärker als vorher und nachher in die Dritten Fernsehprogramme ein. (Die Einführung des „Teleskopie“-Verfahrens ab 1. Januar 1975 ändert an diesem Nimbus nichts.)

Dieser Nimbus könnte sich dann in Luft auflösen, wenn die Dritten Fernsehprogramme verstärkt in der allgemeinen Schlacht um die Zuschauer-Massengunst zwischen ARD und ZDF benutzt würden. Es soll in diesem Bericht nur um die Dritten Programme des Fernsehens gehen; die Dritten Programme des Hörfunks müssen ausgespart und einer eigenen Untersuchung vorbehalten bleiben. Im Trend allerdings läßt sich auch beim Hörfunk eine wachsende Tendenz feststellen, Programmprofile zu durchlöchern oder die Programme ganz aufzulösen – so im Fall des Dritten Hörfunk-Programms des SFB –, wenn bestimmte, nach willkürlichen Kriterien festgesetzte Zuschauerbeteiligungsquoten nicht mehr erreicht werden. Dabei dürfte dem noch stärker regional bezogenen Hörfunkprogramm der bundesdeutschen Rundfunkanstalten die Entwicklung solcher intel-

lektueller Bildungsprogramme leichter fallen als dem Fernsehen. Die Vermittlungsdifferenzen der beiden Medien müßten hierbei aber eigens untersucht werden.

„Das Fernsehen enthüllt seinen Warencharakter nicht so sehr dadurch, daß es sich der wirtschaftlichen Kategorie Umsatz=Ware/Erfolg unterwirft (was es natürlich auch tut), sondern indem es sich fügt, den Wünschen, den Bedürfnissen, den Gewohnheiten, den Empfangsbedingungen, den Spekulationen über seine Wirkung. Das Fernsehen ist den Weg der Anpassung schrittweise gegangen. Noch 1961 haben am Neujahrsabend 58 Prozent der Zuschauer Shakespeares „Hamlet“ gesehen, der Infratest-Index war +7. Opern- und Klassikeraufführungen von mehreren Stunden waren damals durchaus üblich, die Zuschauer akzeptierten und honorierten das. Sie respektierten, was so Respekt heischend daherkam. Und es waren keineswegs die sogenannten Gebildeten, die sich als erste ein Fernsehgerät angeschafft hatten. Heute sind Klassikeraufführungen nicht mehr konkurrenzfähig. Sie verkümmern in den Niederungen des demoskopisch nicht mehr Wahrnehmbaren.“ Mit diesen Sätzen beschrieb *Günter Rohrbach*, Leiter des WDR-Programmbereichs „Fernsehspiel und Unterhaltung“, die allgemeine Krise des westdeutschen Fernsehsystems, in der sich die Krise der Dritten Fernsehprogramme nur spiegelt. Die Programmverantwortlichen benehmen sich seit langem so, als ob sie einem kommerziellen Unternehmen verantwortlich wären, als ob sie also unter allen Umständen und unter Anwendung von Tricks, Intelligenz, Klamauk und Überhöhung das Programm – ihre „Ware“ – ausweiten müßten. Anstatt ganz bewußt Freiräume, ja Schonräume zu lassen, anstatt

also wirklich dem „öffentlich-rechtlichen“ Programmauftrag zu entsprechen, der in den Rundfunkgesetzen und Staatsverträgen (ZDF) formuliert ist, fragt man sich wie der beliebige Manager eines Unternehmens: wie fülle ich möglichst zeitentensiv jeden Haushalt mit diesem meinem Programm?

Die Dritten Fernsehprogramme leiden unter dieser allgemeinen Krise am empfindlichsten. Die „Dritten“ können allesamt ihre Etats zurückgeben, wenn einmal der allgemeine Maßstab, nach dem über weite Strecken Programme bereits gemacht wird, als solcher anerkannt und sanktioniert ist. Soweit ist man zwar noch nicht, aber man steht kurz davor. So wurde zum Beispiel im „Westdeutschen Fernsehen“ (das Dritte Fernsehprogramm des WDR) der bisher für die Programmgruppe „Wissenschaft und Erziehung“ reservierte wichtigste Wochentermin, der Mittwochabend (im Kontrast dazu die politischen Magazine in der ARD und im ZDF), für den Montagabend „geopfert“ und dies zugunsten eines massenwirksamen Spielfilms, mit dem man in der Schlacht um die Zuschauergunst wenigstens den Mittwoch der Woche ARD-lastig gestalten will. Der Spielfilm wird zudem ab 1. Januar 1974 von den Dritten Programmen des WDR und des HR gemeinsam ausgestrahlt, um diese Wirkung noch zu erhöhen (die übrigen Anstalten sollen in Kürze in diese Kooperation einschwenken).

Die Dritten Fernsehprogramme waren nie massenpopulär und sollten dies auch nie sein. Von Zeit zu Zeit meldeten sich die Programm-illustrierten zu Wort, um die geringen Einschaltzahlen der „Dritten“ als Argument gegen deren Existenz zu benutzen. „Seid verschlungen Millionen“, lautete die beziehungsreiche Überschrift eines solchen typischen Artikels in der „Funk-Uhr“ vom 24. 10. 1970. Alle großen Programmzeitschriften haben sich mit einem Seitenblick auf ihre Abonnentenzahlen dieses Themas angenommen.

Die bislang einzige Repräsentativumfrage zur Rezeption der „Dritten“ ergab in der Tat nicht gerade (für ein Massenmedium wie das Fernsehen) imponierende Zahlen. Die Untersuchung, die von Infratest im Auftrag

des Westdeutschen Rundfunks vorgenommen wurde und der sich auch der Bayerische und der Hessische Rundfunk anschlossen, befragte in jedem dieser drei Bundesländer 5000 ausgewählte Zuschauer. Für den Sendebereich des WDR ergab sich dabei, daß an einem Wochentag 2,5 Prozent der Zuschauer (280 000) das Dritte Fernsehprogramm einschalten. Wie kam es zu einer so minimalen Publikumsbeteiligung?

Da gab es lange Zeit die Vorstellung und das Mißverständnis, man könne ein Fernsehprogramm wie eine intellektuell-feuilletonistische Monatszeitschrift machen, auf eben diesem Niveau und mit allen damit verbundenen Ansprüchen. Ein Mißverständnis war dies insofern, als sich eine solche Konzeption auf Dauer von selbst auf einer maximalen Zuschauerbeteiligung von ca. 2 Prozent einpendelt; zum anderen ist das Medium für eine bloße Übertragung des schönggeistigen Feuilletons nicht geschaffen. Die Instrumente der Übertragung und Vermittlung sperren sich gegen eine solche Konzeption. Diese konzeptionelle Entwicklung ist jedoch jüngst schon wieder in das entgegengesetzte Extrem umgekippt oder droht umzukippen. Jetzt starren diverse Programmabteilungen gerade in den „Dritten“ fasziniert auf die „Echtheit des Sozialberichts“, der allein die „Relevanz“ aller Versuche ausmacht (ob Fernsehspiel, Feature oder Dokumentation), „Wirklichkeit durchschaubar zu machen“.

Das Zitat ist einem Aufsatz von *Martin Wiebel* (seit 1972 Leiter der Redaktionsgruppe Projekte im WDR und verantwortlicher Redakteur der Sendung „Glashaus – tv intern“) entnommen, der dieses Umkippen am klarsten und kurzschlüssigsten auf den Begriff gebracht hat. Das Theater, an dem Wiebel selbst vier Jahre gearbeitet hat (er war 1967 bis 1970 Chefdramaturg des Theaters Freie Volksbühne Berlin), wird jetzt als „Instrument der Selbstbestätigung der Bourgeoisie“ abgetan. Nun will Wiebel im Fernsehen (zumal im Dritten Programm) als „Soziograph“, nicht als „Schriftsteller“, der Folgenlosigkeit von Kunst entgehen. Es soll in diesen Fernsehspielen eine sozialpolitische „Botschaft“ transportiert wer-

den, es sollen „Beiträge geleistet werden zu einem sozialpsychologischen Credo“. Die Faszination solcher Sendungen habe bewirkt, „daß das sogenannte politische Engagement sich niederschlug im Dokumentar-Fernsehspiel, im dokumentarischen Fernsehspiel, im Fernsehspiel mit dokumentarischen Mitteln oder auch nur in der Rekonstruktion von Realität“. Die Relevanz solcher Versuche sieht Wiebel einzig abhängig von der „Echtheit des Sozialberichts“ („Vom Schriftsteller zum Soziographen“, in: „Macht und Ohnmacht der Autoren – Fernsehen in Deutschland III.“, Mainz 1973). Eine „nur“ anders, nämlich „soziographisch“ orientierte Dramaturgie soll also im Fernsehen erreichen, was große Kunst schon immer erstrebte: „die Dramaturgie des gesellschaftlichen Lebens nur freizusetzen, greifbar und nutzbar zu machen“. Diese Illusion soll hier also wohl Berge versetzen.

Die dieser aktuellen Entwicklung vorausliegende Konzeption der „Dritten“ als einer literarischen Monatszeitschrift dominierte noch 1969 bei der Londoner „Woche der Dritten Programme“. Man braucht nur die Papiere nachzulesen, mit denen der damalige Chefredakteur des wdr/WDF, Hans Geert Falkenberg, die einzelnen Programmsparten vorstellte. Typisch allein schon die Zusammenstellung dieser Sparten: „Literatur und Kunst“, ein erster gewichtiger Block; „Literatur und Fernsehen widersprechen sich ihrem Wesen nach“, heißt es da, aber „immerhin 200 000 Zuschauer in Nordrhein-Westfalen“, nämlich die besagten 2 Prozent der durchschnittlich beteiligten Zuschauer, würden angesprochen, und es werde in ihnen der „Aberglaube zerstört, daß Kunst völlig unbegreiflich sei“. Aber gerade diese 200 000 Zuschauer erliegen diesem Aberglauben am wenigsten – sonst hätten sie sich kaum am Abend in ein literarisches Fernsehprogramm eingeschaltet. Der nächste Programmblock war überschrieben „Musik und Fernsehen“. Auch hier wurde zunächst eine Aporie eingestanden: Was bringt das Sichtbarwerden des Orchesters, zumal in uneinsichtigen Ausschnitten, der gehörten Symphonie hinzu? Dennoch heißt es: es gelte, die „Musik von der rein akustischen Illusion

zu befreien“, in die sie vom Radio, von der Schallplatte oder vom unaufgeklärten Publikum „hineinmanövriert wurde“.

Ein letzter Programmblock wurde etwas mißverständlich und verlegen mit dem englischen Terminus „Documentaries“ überschrieben: eine Formel, die die Beschränkung der Gattung auf die politisch-historische Dokumentation und das Feature überwinden sollte. In dieser Programmsparte wird eine wichtige kompensatorische Funktion der „Dritten“ deutlich. Gegenüber der Nachrichten- und Informationsübermittlung in den beiden Hauptprogrammen (ARD, ZDF), die sich trotz ausufernder Programmzeiten doch nur auf die ereignishaften und spektakulären Aktualität stützten, nehmen die Dritten Fernsehprogramme die Aufgabe wahr, politische Fragen in ihrer Komplexität anzugehen und – wie auch immer fragmentarisch – ein politisches Thema mit seinen Umfeldern zu erörtern. Beispielhaft für dieses Bemühen – und bezeichnenderweise aus vorgeblichen Kostengründen zum 24. 7. 1974 eingestellt – dürfte die Konzeption der im „Westdeutschen Fernsehen“ versteckten Nachrichtensendung „Tagessmagazin“ gewesen sein, die seit dem 3. 1. 1972 täglich außer Samstag/Sonntag um 21.45 Uhr in einer durchschnittlichen Länge von 20 Minuten lief, zunächst als Experiment mit der Tendenz, irgendwann einmal in das ARD-Hauptprogramm eingeführt zu werden, dann als reine Getto-Sendung mit minimaler Zuschauerbeteiligung. Sang- und klanglos und ohne große Reaktionen wurde hier eines der interessantesten Experimente des Nachrichten-Fernsehens abgebrochen.

Es fehlt noch ein Wort zum Bildungs-, Schul- und Universitäts-Fernsehen, als deren Domäne die „Dritten“ seinerzeit emphatisch eingerichtet wurden (1963). Um „am Fenster zu bleiben“ und diesen Fensterplatz nicht kommerziellen Bewerbern zu überlassen, wurden die Dritten Fernsehprogramme mit dem besonderen Auftrag installiert, das Bildungsfernsehen auszubauen, wenn möglich im Rahmen eines bundesweiten Bildungskonzepts. Differenzierte Pläne und Systeme gibt es genug, getagt und konferiert hat man bis zur

Erschöpfung. Die Pläne einer sogenannten Fernseh-Universität sind längst als utopisch erkannt und ad acta gelegt. Vom durchkonstruierten Projekt SIM („Studium im Medienverbund“) ist man zum realistischen Projekt FIM („Fernstudium im Medienverbund“) übergegangen.

Geschehen ist in dieser Richtung aber soviel wie gar nichts. Resignation macht sich breit, wenn man die melancholischen Äußerungen des damaligen Bundesministers zur „Offenen Universität“ in der „Zeit“ (14. 12. 1973) liest: „Eine Fernuniversität ist typischerweise überregional. Das fordert den Konsens von elf oder jedenfalls von einer hohen Zahl von Ländern. Ihn in einer so gewichtigen Frage in absehbarer Zeit zu erreichen, hat sich als unmöglich erwiesen, zumal er nicht nur die Regierungen, sondern auch die Parlamente umfassen müßte.“ Es wird also in „absehbarer Zeit“ nichts geschehen, da auch die politische Öffentlichkeit nicht mitzieht, geschweige denn die autonomiebewußten Hochschulen selbst, leider auch nicht die auf ihre progressive Linie lähmend bedachten Studentenverbände. Dabei erfüllen in England und Japan (dies nur die herausragenden Beispiele) Bildungs- und Universitätsfernsehen komplementär zum üblichen Studienbetrieb wichtige und wirksame Aufgaben. Auch das Fernsehen selbst ist sich der Wichtigkeit, ja der Priorität dieser Fragen noch nicht bewußt geworden. Wie anders wäre es zu erklären, daß gerade dieser Aspekt in einer ausufernden Diskussion (1973) „Hearing zur Hochschulreform“ unter der Moderation eines TV-Politik-Redakteurs (Peter Merseburger) und eines TV-Chefredakteurs (Wolf Hanke) nicht vorkam?

Das „Schulfernsehen“ – das progressive Fernsehmacher und -kritiker am stärksten beachten und kritisch beobachten mußten, würden sie die Basisarbeit wirklich so schätzen, wie sie sagen – führt ein von der Kritik völlig unbeachtetes Mauerblümchen-Dasein am Rand des „Betriebs“ und wird im Etat wie ein Aschenbrödel behandelt. Hier macht sich zudem der Mangel an empirischen Untersuchungen zur Wirkung und Rezeption dieser Programme empfindlich bemerkbar: ist doch im

Schulprogramm ein organisiertes „feed-back“ nicht nur wünschenswert, sondern notwendig.

1969 noch sprach der Pädagoge Rainald Merkert in einem programmatischen Beitrag aus Anlaß der Entwicklung der Dritten Fernsehprogramme von der Notwendigkeit eines „pädagogischen Journalismus“, der gleichberechtigt neben dem kritischen, informierenden und unterhaltenden der Hauptprogramme sich vor allem in den „Dritten“ etablieren müsse. „Education permanente“ und „lifelong learning“ könnten heute nur in Zusammenarbeit der traditionellen Bildungsinstitutionen mit dem Fernsehen geleistet werden. Nach hoffnungsvollen Ansätzen – so in Verbindung mit dem erfolgreichen „Telekolleg“ des Bayerischen Studienprogramms – ist in dieser Richtung so ziemlich alles zum Stehen gekommen. Wie soll sich auch ein „pädagogischer Journalismus“ bilden, wenn die Dritten Fernsehprogramme in der Schlacht um die Zuschauergunst auf dem Posten der ARD verheizt werden?

Zusätzlich und laut vernehmlich hat sich nun auch noch das ZDF in das Schlachtgetümmel geworfen und über seinen Intendanten Holzamer Ende März 1974 angekündigt, daß es unter den Rücksichten der Koordinierungspflicht wie der allgemeinen Kostenrelation zwischen ARD und ZDF bei dieser Entwicklung beteiligt werden möchte. „Wenn zwei gleichrangige Partner“, heißt es in der Stellungnahme Holzamers, „eine Koordinierungspflicht haben, kann es nicht angehen, daß der eine von ihnen sozusagen über eine dritte Fahrbahn seiner Pflicht ausweicht. Der andere Partner bleibt bei solchem Verhalten auf die Dauer benachteiligt.“ Außerdem beklagt sich das ZDF verständlicherweise, daß nach der seit Gründung des ZDF beschlossenen Aufteilung der Rundfunk- und Fernsehgebühren diese nach einem gleichgebliebenen Schlüssel verteilt werden: die ARD erhält 70 Prozent, das ZDF 30 Prozent des jeweils zur Verfügung stehenden Gebührenanteils. Die ARD gibt aber mittlerweile 18 Prozent für ihre Dritten Fernsehprogramme aus, auch – wie der ZDF-Intendant nicht ganz zu Unrecht festhält – zum Ausbau der Programmkonkurrenz des Ersten Fernsehkanals. *Rupert Neudeck*